

„Wir sind da!“ 1700 Jahre Judentum in Deutschland – und wir Christen | Kreissynode Köln-Süd | 29. Mai 2021

1 „Wir sind da!“

„Wir sind da!“ Jüdinnen und Juden in Deutschland treten selbstbewusst in Erscheinung in diesem Jubiläumsjahr. Das konnte jede/r verfolgen, bei der digitalen Eröffnung des Jahres am 21. Februar im Fernsehen. Jüdinnen und Juden aus Berlin, aus Frankfurt, München und Köln, religiöse und nichtreligiöse, Schülerinnen und Schüler, Eltern, Studenten, Rapper, Künstler*innen und Intellektuelle kamen und kommen zu Wort, bringen sich mit ihrem Statement zum Judesein in die heutige deutsche Gesellschaft ein, äußern ihre Sorge zur Vereinnahmung in den politischen Auseinandersetzungen um den Staat Israel. Sie nehmen Stellung zum Antisemitismus, – wir haben es heute Morgen von A. Lehrer gehört - sie bekennen sich auch als queere, feministische und progressive ... Menschen. Es ist völlig klar: Jüdinnen und Juden in Deutschland sind da, und wollen es bleiben. Auch jetzt in dieser angespannten Situation. Sie wollen mit uns, der nichtjüdischen deutschen Gesellschaft, und auch mit uns Christinnen und Christen, über 1700 Jahre jüdische Wurzeln in diesem Land sprechen, und, wie es Linda Rachel Sabiers ausdrückt, „weniger Ankommen als“ sich in den „Kreislauf aus sich wiederholenden Traditionen“ begeben und „immer wieder dort ankommen, wo alles begann.“¹

„Wir sind da!“ Dort anzukommen, wo die Wurzeln sind, ist für Jüdinnen und Juden in Deutschland auch eine „Quadratur des Kreises“. Vor gut vier Wochen eröffnete der Potsdamer Historiker Julius Schoeps, Nachkomme des berühmten aufgeklärten Philosophen Moses Mendelssohn, der Pate für Lessings „Ring“ stand, in Köln einen Vortrag über die deutsch-jüdische Geschichte mit der zunächst aufrüttelnden These: *Es gibt kein deutsches Judentum mehr*. Er meinte damit den unwiderruflichen Bruch der deutsch-jüdischen Geschichte, der durch die Shoa entstanden ist: Jüdische Deutsche, die sich auf Ludwig Börne, Heinrich Heine, auf Rahel Varnhagen, Giacomo Meyerbeer, Felix Mendelssohn-Bartholdy, auf die erste deutsche Rabbinerin Regina Jonas ... beziehen, können diesen Bezug nicht mehr in der Selbstverständlichkeit und Unbefangenheit herstellen, wie er vor dem Grauen der Shoa im Raum stand. Und Prof. Schoeps steht mit dieser Auffassung nicht allein. Der Düsseldorfer jüdische Literaturwissenschaftler Daniel Hoffmann schrieb mir als Reaktion auf den Vortrag von

¹ Uwe von Seltmann, *Wir sind da! 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland*, Erlangen 2021, 7.

Schoeps: „Für die Mehrzahl der Juden war damals (vor 1933) ihr Leben ein deutsch-jüdisches Leben oder ein deutsches Leben mit jüdischer Konfession. Nach dem Zweiten Weltkrieg hingegen bedeutete jüdisches Leben **in Deutschland** nur noch eine **Option**.“ Nur noch? Es kommt wohl sehr darauf, wer aus welcher Generation jüdischer Menschen in Deutschland diesen Satz sagt.

„*Weil ich hier leben will!*“² Walter Homolka, führender liberaler Rabbiner in Deutschland und Direktor des Abraham Geiger-Kollegs in Potsdam, hat unter diesem Titel Beiträge der Enkelgeneration der Shoa-Überlebenden aus Europa versammelt, die jetzt in Deutschland leben. Sie sind oftmals nicht in unserem Land geboren, sondern in anderen europäischen und weltweiten Kontexten. Zum Beispiel in der Ukraine oder in Russland. Juden aus diesen Ländern machen einen großen Teil der jüdischen Gemeinden in Deutschland aus und prägen sie. Sie prägen inzwischen auch ihre Leitung, ihre Spiritualität. Die Rabbinerin der jüdischen liberalen Gemeinde in Köln, Unna und Bielefeld, Natalia Verzbovska, stammt aus der Ukraine und ist eine wichtige Brückenbauerin zwischen den verschiedenen geistigen Welten. Oder die Schriftstellerin Mirna Funk, geboren 1981. Sie schreibt: „Es gibt uns, uns Kulturjuden, die Deutschland angeblich so vermisst.“ Und schließt in aller Deutlichkeit an: „Ich möchte Deutschlands Kopf „in eine mehrstöckige Sahnetorte gefüllt mit jüdischen Intellektuellen und Künstlern“ stecken, damit der Kopf merkt: *Mit solch unterschiedlichen Menschen habt ihr zu tun*. Wir sind keine Erinnerung, wir sind kein Phantasma, wir sind nicht nur die Kinder und Enkel der Toten. Marina Weisband, ebenfalls aus der Ukraine, die in diesem Jahr zusammen mit Charlotte Knobloch die beeindruckende Rede zum 27. Januar vor dem deutschen Bundestag gehalten hat, drückt es ebenso deutlich aus: „Ich will nicht mehr Erinnerung an jüdisches Leben in Deutschland. Ich will *mehr jüdisches Leben in Deutschland*.“

Es gibt Gott sei Dank dieses „Mehr“ jüdisches Leben in Deutschland. Es ist vielgenerationell, es ist vielgestaltig, „voller Gemeinschaft und Solidarität“ aber auch „voller Angst und Frustration“³, weil Jüdinnen und Juden in Deutschland in der Öffentlichkeit eine ambivalente Rolle einnehmen: Sie werden von einigen verantwortlich gemacht für Entscheidungen israelischer Politiker, die sie nicht gewählt haben, weil sie deutsche Staatsbürger*innen sind; sie werden

² Walter Homolka, *Weil ich hier leben will!* Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas, Freiburg 2018.

³ Rede am 27.1. vor dem Deutschen Bundestag: <https://marinaweisband.de/rede-im-bundestag-zum-holocaustgedenktag-2021/> (zuletzt abgerufen am 28.5.21)

verantwortlich gemacht für religiöse Bräuche, die in den verschiedenen religiösen Traditionen des Judentums sehr unterschiedlich interpretiert und gedeutet werden; sie sind scheinbar verantwortlich für eine angeblich „überproportionale Sichtbarkeit und (zugleich für) eine verdächtige Unsichtbarkeit. Teil einer kleinen Minderheit zu sein, bedeutet (so Marina Weisband) immer, alle zu repräsentieren und von allen repräsentiert zu sein. Ob man will oder nicht“.

2 Wir sind da! Partner im Auftrag zu Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung - mit erheblichen Differenzen

Meine Damen und Herren, mit dieser lebendigen, vielgenerationellen, jüdischen Gemeinschaft haben wir es in Deutschland, auch in Köln zu tun. In Deutschland mitten in Europa, gut 30 Jahre nach dem Ende des Eisernen Vorhanges. Diese jüdische Gemeinschaft gehört zu diesem Land und zu Europa; zugleich ist sie eng und gleichwohl kritisch verbunden mit dem Staat Israel: weil dieser Staat aus der jüdischen Geschichte nach der Shoa nicht wegzudenken ist; weil fast jede/r in Europa lebender Jude familiäre Beziehungen nach Israel hat, dort zeitweise lebte, studierte.

Als evangelische Kirche in der Kölner Region, als Teil der rheinischen Kirche, sind wir gut beraten, diese Vielgestaltigkeit wahrzunehmen und sie für unsere dialogische Arbeit ernstzunehmen. Es ist wichtig, Jüdinnen und Juden dabei zu unterstützen, aus der „Unsichtbarkeit“, von der Marina Weisband spricht, herauszutreten. Es gehört zu unserem ökumenischen Auftrag, dafür einzutreten, dass „dieses Deutschland, das einst die Juden vertrieb und vernichtete, heute doch wieder auf dem Weg (ist), ein jüdisches Land oder zumindest ein Land mit vielen jüdischen Spuren zu werden“⁴. Die evangelische Kirche im Rheinland hat für diesen Weg durch ihr langjähriges Engagement im christlich-jüdischen Dialog gute Voraussetzungen: Sie war die erste evangelische Landeskirche, die 1980 das Verhältnis von „Kirche und Israel“ zu einem Thema gemacht hat, das an die Wurzeln unseres Selbstverständnisses reicht. Dieser Weg wäre unmöglich gewesen ohne jüdische Gesprächspartner*innen wie Edna Brocke oder Jehuda Aschkenasy. „Umkehr und Erneuerung“ lautete der landessynodale Beschluss, der zunächst theologisch umstritten war, dann aber 1996 dazu führte, dass auch die *Kirchenordnung* eben an ihrer Wurzel verändert wurde, indem die rheinische Kirche in

⁴ Dmitrij Belkin, Germanija, in: Wir sind da!, a.a.O., 17.

ihr Bekenntnis aufnahm, dass sie „die Treue Gottes bezeugt, der an der Erwählung Israels festhält. Mit Israel hofft sie auf einen neuen Himmel und eine neue Erde“.⁵

Und doch müssen auch wir aus der „Komfortzone heraustreten“. So hat es uns im vergangenen Jahr Abraham Lehrer auf der rheinischen Landessynode mit auf dem Weg gegeben. „Sich nicht auf den Lorbeeren ausruhen, sondern den unbequemen Weg zu wählen“, bedeutet, die Aufmerksamkeit nach außen und nach innen schärfen. Was bedeutet die Vielgestaltigkeit und Lebendigkeit jüdischen Lebens für unser christliches Verhältnis zum Judentum?

Es gibt nicht nur religiöses jüdisches Leben, sondern *auch eine vielgestaltige Migration* zwischen Israel und Deutschland: Junge jüdische Menschen – ca. 20.000, meist hochqualifizierte Geistes- und Kulturwissenschaftler*innen, sagt Dani Kranz, kommen auf Zeit in unsere urbanen Zentren, vor allem nach Berlin, Frankfurt, Köln um hier am Kultur- und Wissenschaftsleben teilzuhaben, um hier eine Atempause vom Nahostkonflikt zu erleben, um das junge, hippe Deutschland mitzuerleben, das in Israel einen guten Namen hat – und sie schließen sich längst nicht immer den etablierten Kultusgemeinden an.

Zugleich haben wir mit Freude wahrzunehmen, dass an vielen Orten *die liberale Tradition des Judentums*, die in der Zeit der Aufklärung und des 19. Jahrhunderts mit der deutschen Kultur verbunden war, in den letzten 10-20 Jahren wieder neuen Boden bekommen hat: Es gibt an verschiedenen Orten liberale jüdische Gemeinden, Ausbildungsstätten mit bundesweiter und europäischer Bedeutung, Frauen als Rabbinerinnen, eine Gleichberechtigung von Frauen und Männern im Gemeindeleben. Gerade für uns Protestanten bedeutet dies eine berührende Äquivalenz zu den Reformbewegungen, die unsere Kirche geprägt haben und leiten sollen.

Und zugleich ist auch das „*orthodoxe Judentum*“ weltweit in Veränderung begriffen. Auch hier sind junge Rabbiner und Wissenschaftler weltweit und gerade in Deutschland im Begriff, zeitgemäß mit der orthodoxen Tradition, die auch im Deutschland des 19. Jahrhunderts zur Entwicklung der „Wissenschaft des Judentums“ geführt haben, umzugehen. Das betrifft gerade auch das traditionelle Verhältnis des Judentums zum Christentum. Im Dezember 2015 erscheint eine aufsehenerregende weltweite Erklärung orthodoxer Rabbiner mit dem Titel „Den Willen unseres Vaters im Himmel tun. Hin zu einer Partnerschaft zwischen

⁵ Kirche und Israel. Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden, Düsseldorf 1993, 7 u.ö.

Juden und Christen“, die sich an alle christlichen Konfessionen richtet.⁶ Der federführende Autor neben anderen Autoren in den USA, Südamerika, Israel und Deutschland ist Rabbiner Dr. Joschua Ahrens, 35 Jahre, Mitglied der rheinischen Fachgruppe Christen und Juden, ehemals Düsseldorfer Rabbiner und nun in Luzern und Darmstadt tätig. Das Aufsehererregende dieser Erklärung ist, dass für Juden das Christentum nicht mehr länger eine Religion ist, die wegführt vom einen Gott. Für Josua Ahrens gibt es *christliche Treue zur Tora*, weil auch Christen in ihrem Tun und Glauben auf die (noachitischen) Gebote der Thora verpflichtet sind und sie dies gelernt haben. Auch Jesus und seine Bitte im Vaterunser sind für jüdische Ohren Ausdruck dessen, dass Jesus die Christen lehrt, auf die Weisung des Gottes Israels zu hören und sie mitzubewahren. Eine *theologische Partnerschaft in einer gemeinsamen Tradition* unbeschadet unterschiedlicher Auslegungen und Blickwinkel wird also etabliert: Juden und Christen „sind ... Partner im Auftrag zu Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ... bei der „Reparatur der Welt“⁷.

Diese Zuschreibung eines gemeinsamen Auftrages, einer gemeinsamen Tradition von *jüdischer Seite* ist überhaupt nicht selbstverständlich. Sie ist auch noch nicht *etabliert*, sie ist ein *Vorstoß in eine neue Kultur der gegenseitigen Verwobenheit, der „größeren Ökumene“*, wenn Sie so wollen. Es geht dabei nicht um eine weltumarmende Harmonie vor dem Hintergrund des sinkenden Schiffes der Religion und als Kampflinie gegen die Säkularität. Christen und Juden bleiben, so diese Erklärung und Joshua Ahrens, „Partner mit erheblichen Differenzen“. Aber das orthodoxe Judentum beginnt, auch noch der Shoa ein neues Vertrauen in die christliche Lehre und Kultur zu setzen. Christen wollen Juden nicht mehr „theologisch unsichtbar“ machen. Sie können sie ernstnehmen als das ersterwählte und bleibend erwählte Volk Gottes, als seinen Augapfel. Das Christentum kann ein Partner des einen Gottes Israels sein. Christen bezeugen *auf ihre Weise* diesen einen Gott Abrahams und Sarahs – und *auch die Rede von Jesus Christus* kann so formuliert sein, dass sie nicht GEGEN das Judentum gerichtet ist, auch wenn Israel diesen Glauben nicht teilt, sondern auf *andere Weise an eine „Reparatur der Welt“ glaubt und daran spirituell glaubt und handelt*.

⁶ Hin zu einer Partnerschaft zwischen Juden und Christen. Die Erklärung orthodoxer Rabbiner zum Christentum, hrsg. Von Jehoschua Ahrens u.a., Berlin 2017.

⁷ David Kannemann, „Partner mit erheblichen Differenzen“. Die rabbinische Erklärung vor dem Hintergrund evangelischer Debatten um Beziehung und Differenz von Juden und Christen, in: Hin zu einer Partnerschaft, 218 (216-229).

3 Wir sind da! – „Gegenwartsbewältigung zwischen Vergangenheit und Zukunft“

„Un-orthodox“ – durch die Netflixserie, die gerade den deutschen Fernsehpreis 2020 erhalten hat, kennen vielleicht einige von Ihnen auch das zugrundeliegende Buch der amerikanisch-jüdischen Autorin Deborah Feldman, die nun in Berlin lebt. In „Un-orthodox“ erzählt Deborah Feldman von ihrer innerjüdischen Identitätssuche vor dem Hintergrund einer sehr streng orthodoxen (Satmarer) Gemeinde in New York und von ihrem Neuanfang in den USA und in Deutschland. Unbekannter als „Un-orthodox“ ist jedoch das zweite Buch von Feldman mit dem eigenartigen Titel „Überbitten“⁸. Dieses aus dem Jiddischen kommende Wort bedeutet, *etwas durch Bitten zu überwinden*. Wenn zum Beispiel zwei Menschen, die sich überhaupt nicht ausstehen können, trotz allem übereinkommen, mit einander auskommen, sich in die Augen schauen können, haben sie sich **über-gebeten**. Wenn ein Mensch mit etwas aus seiner Vergangenheit Frieden gemacht hat, hat man sich ebenfalls über-gebeten. Es geht also um eine Art Versöhnungsritual, mit dem Deborah Feldman sich mit ihrer Vergangenheit auseinandersetzt. „Erinnerungsarbeit“ würden wir wohl sagen. Ich **möchte das starke Wort „Überbitten“** einen Moment für das Verhältnis von Juden und Christen nutzen, so wie es von heute aus erinnert und gestaltet werden kann.

Dafür nehme ich Sie mit auf eine kurze Reise. Sie stehen mit mir am Standort des künftigen jüdischen Museums in Köln MIQWA. An diesem Ort blickt man auf eine 1700jährige Geschichte jüdischer und nichtjüdischer Menschen in Köln, nah beieinander, so nah wie das Baptisterium unter dem Dom und die Miqwe neben dem Rathaus. Diese Nachbarschaft ist voller widersprüchlicher Aspekte, die nicht ‚zusammenpassen‘. Sie ist, vor allem im zweiten Jahrtausend, auch voller aggressiver Zeugnisse der Dominanz des Christentums gegenüber der jüdischen Gemeinde. Da sind Verbrennungsspuren der Gebäude aus der Kreuzfahrerzeit zu finden, da ist die Vertreibung der Juden ‚auf ewige Zeiten‘ aus dem 15. Jahrhundert in den Stein eingebrannt, da ist die Überbauung der Synagoge mit einer christlichen Kapelle, die nach der Vertreibung der Juden zur Ratskapelle „St. Maria in Jerusalem“ wird, zu erkennen, da findet sich Stefan Lochners Altarbild in dieser Kapelle, das heute im Dom steht. In ihm ist der Vorhang des Tempels demonstrativ angesichts der Geburt des Messias Jesus aufgerissen, womit gesagt ist: Nun ist das Geheimnis Gottes gelüftet. Da ist im Dom die Darstellung der Judensau mitten im Chorgestühl: Indem so getan wird, als ob Juden in den After einer Sau

⁸ In deutscher Sprache erschienen 2017.

schauen, um Gott zu erkennen, wird die Ehrfurcht vor Gottes Namen im Judentum auf schändlichste Weise verzerrt und dämonisiert. Und es sind noch viel mehr Zeugnisse dieser menschenfeindlichen Zeit des Zusammenlebens. Sie reichen vom Dom bis zur Antoniterkirche, in der in der Nazizeit Hakenkreuze den Altar schmückten und Gottes Wort in christlichen Namen missbrauchten. Und der museale Blick reicht auch bis in die politische Gegenwart, denn noch 2018 zur Europawahl hingen in der Kölner Innenstadt Plakate der rechtsextremen Partei „Die Rechte“, auf denen verkündet wird: „Israel ist unser Unglück“ mit klarem Bezug auf den nationalsozialistischen „Stürmer“. Es handelt sich dabei um eine absolute Splitterpartei, und dennoch bin ich darüber besorgt, dass es dieser Partei gelang, im Europawahlkampf eine solche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zugleich kann ich verstehen, dass es für jüdische Mitmenschen unerträglich ist, diese Formen des Antisemitismus im öffentlichen Raum zu ertragen, dass es ähnlich wie in den letzten Wochen immer wieder zu „Deja vu“-Erfahrungen kommt.

Es ist dies die **eine** Seite der Erinnerungsarbeit. Die **andere** Seite markiert aber, was Deborah Feldman mit „Überbitten“ meint: Der Grundstein für das Museum MIQWA stammt aus der Dombauhütte des heutigen Kölner Domkapitels. Er ist aus demselben, aber nicht aus dem gleichen Stein gehauen wie die alten Steine des Doms. Er ist der Grundstein für ein *anderes* jüdisch-christliches Verhältnis. Dazu gehört, heute offen von der „Judensau“ im Chorgestühl zu sprechen und sich der damit verbundenen Schuld zu stellen. In ökumenischer Gemeinschaft mit Synagogengemeinde und auch mit unserer evangelischen Beteiligung soll der Dom zu einem Ort des *Überbittens* von Christen und Juden werden. Dazu gehört auch, dass im Herbst dieses Jahres, zum Zeitpunkt des Laubhüttenfestes, eine große Laubhütte „XXL“ auf dem Roncalliplatz stehen wird, in der die ganze Stadtgesellschaft eingeladen ist, sich mit jüdischer Kultur zu befassen und zusammen mit jüdischen Menschen auf die Laubhüttenreise zurück in die Wüste, in die Zeit des offenen Himmels und des Anfangs, zu reisen. Und zum *Überbitten* gehört, dass Christen sich in den vergangenen Wochen mit engagiert haben, um dem Antisemitismus auf der Straße klar gegenüberzutreten, ihm seine scheinbare politische Legitimation zu entziehen.

Hannah Arendt hat einmal gesagt: „Vor Antisemitismus ist man nur auf dem Mond sicher.“ Das bedeutet, einen scharfen Blick in die Geschichte zu werfen, um deutlich urteilen zu können. Wir wissen heute aber auch: Nicht die ganze Zeit des jüdisch-christlichen

Nebeneinander war von Feindschaft geprägt. *Dunkelste und hellste Geschichten zwischen Christen und Juden geschehen gleichzeitig.* Diese Beobachtung hat nichts mit einer Relativierung der christlichen Schuldgeschichte zu tun. Gerade weil Juden und Christen eine gemeinsame Wurzel haben und oftmals in so enger Nachbarschaft gelebt, gebetet und die Bibel ausgelegt haben, liegen gelungene und misslungene Begegnungen so eng beieinander. In der Antike gab es christliche Theologen wie Origenes im 3. Jahrhundert, die ihre Bibelauslegung nur im Dialog mit Rabbinern ihrer Nachbarschaft entwickeln konnten. Origenes sprach von „meinem Rabbi“ und er lebt im Umfeld einer philosophischen Theologie, in der erstaunlicherweise jüdische, nicht etwas christliche Schriftsteller von einem „kleinen“ oder „zweiten Gott“ sprechen konnten, wenn sie von Gottes Weisheit sprachen. Das sind Formulierungen, die auch im Umfeld der heiß diskutierten christlichen Trinitätslehre möglich gewesen wären. Theologische Nachbarschaft und gelungene Gespräche also! Ungefähr zeitgleich predigt der Bischof von Mailand, Ambrosius, über einen Synagogenbrand und verteidigt diesen vor dem römischen Kaiser mit den Worten: „Im Zweifel habe ICH SELBST die Synagoge niedergebrannt“. Ähnlich Widersprüchliches geschieht in der Reformationszeit im 16. Jahrhundert. Während Johannes Reuchlin, der Onkel Philipp Melanchthons, jüdische Bibelauslegungen vor Konvertiten vor der Verbrennung schützt und Papst Leo X den Druck hebräischer Texte fördert, kündigt Martin Luther die humanistische Union von Juden und Christen kompromisslos auf, geht in eine brutale Antithese und wird zum immer stärkeren Antisemiten, der nicht davor zurückschreckt, zum Anzünden von Synagogen aufzufordern.

Wir erinnern uns: Zum „Überbitten“ gehört: es *kann* eine unwahrscheinliche Versöhnung stattfinden, wenn Menschen zu ihrer Schuld stehen. Für das weltweite Judentum war es im Vorfeld des Reformationsjubiläums von großer Bedeutung, dass sich evangelische Christen zur *Mit-Schuld Martin Luthers am neuzeitlichen Antisemitismus* bekannten. Ich erinnere mich, dass wir mit den Kölner Superintendenten in der Roonstr. zusammen mit dem Vorstand der Synagogengemeinde saßen und Abraham Lehrer, ihr Sprecher, zu diesem Thema sagte: „Wir wissen das zu schätzen, weil wir auch wissen, was Luther für Ihre Kirche bedeutet.“

Ich komme noch einmal zurück auf das selbstbewusst ausgesprochene „*Wir sind da!*“ jüdischer Menschen heute. Sie sind unsere Partnerinnen und Partner, für das gesellschaftliche Miteinander und für uns als Christinnen und Christen. Sie sind nicht und wollen nicht

Bittsteller sein. Es geht um eine gemeinsame, menschliche und göttliche „Gegenwartsbewältigung“ (Max Czollek).

Das Christentum gibt es geschichtlich und gegenwärtig nicht ohne das Judentum. **„Gott“ ist, zum Beispiel in unserem Gottesdienst - Israels Gott. Der Gottesdienst ist dabei die Feuerprobe für unser Verhältnis zum jüdischen Volk.** Lesen wir dort aus „unserer“ Heiligen Schrift und meinen damit das Neue Testament, während wir das Alte Testament unter der Hand zu einer vorchristlichen, vorläufigen, illustrierenden und zu vervollständigenden Erzählung erklären oder ist uns klar: **Ohne die Schriften Israels wäre die Kirche gar nicht da, sie wäre stumm und ihre Gebete gingen ins Leere?!** Ohne die Heilige Schrift Israels wüsste die Kirche nichts von Gottes Macht, Herrlichkeit, Liebe und nichts von Jesu von Nazareths Bedeutung. Sprächen wir so die Psalmen, bekannten wir so unsere Schuld, feierten wir so das Abendmahl – nur als Heilige Schrift der Kirche – dann wäre unser Glaube ein leerer und blinder Glaube.

Hört sich das für Sie allzu theologisch und steil, wenig erlebbar an? Zum Abschluss meiner Ausführungen möchte ich Ihnen erzählen, wo ich für dieses „Überbitten“ Kraft und Anregung erfahre. An der Melanchthon-Akademie feiern wir selten Gottesdienste. Aber wir bilden Menschen. Im christlich-jüdischen Kontext tun wir dies in unserem Projekt „SchriftGespür“. Gemeinsam mit der Rabbinerin der liberalen jüdischen Gemeinde in Köln und mit der liberalen Imamin Rabeya Müller legen meine Kollegin Dorothee Schaper und ich gegenseitig die Heiligen Schriften aus. Auch die Teilnehmenden kommen aus dem christlichen, jüdischen und muslimischen Raum. Jedes Mal, wenn wir christlichen Theolog*in die Bibel so auslegen, dass wir die ‚Anderen‘ vorkommen lassen, wir zu den Fehlern und zum „Unsichtbarmachen“ des Jüdischen in unserer Heiligen Schrift stehen, dann spüre ich: Weder die Rabbinerin noch die Imamin stimmen mir inhaltlich zu – was ich sage, bleibt meine christliche Auslegung – **aber es gibt einen gemeinsamen Raum der Anerkennung, des Überbittens oder, mit den Worten von Josua Ahrens, der „Reparatur der Welt“.**

Schon eben in der Andacht haben wir gehört: Das jüdische Bibellesen zum Wochenfest ist ein solches „tikkun olam“, ein *Überbitten des Vergangenen*, ein Lesen nach vorne hin, in Sprüngen, in die Zukunft. **Ich habe den Traum**, dass wir christlichen Bibellesenden von dieser jüdischen Kraft angesteckt werden, gerade in diesen Krisenzeiten, wir uns damit verbinden. Es ist eine Kraft, die kein hohler Optimismus ist, sondern eine Spiritualität des face-to-face.

Um Ihnen davon einen kurzen Geschmack auf die Zunge zu legen, stelle ich ein kurzes Gedicht von Yehuda Amichai, eines jüdischen Dichters mit Würzburger Wurzeln an den Schluss:

„Gott liegt auf seinem Rücken unter der Welt,

stets beschäftigt mit Reparatur, immer ist etwas kaputt.

Ich wollte ihm begegnen, aber ich sehe nur die Sohlen seiner Schuhe

und ich bin trauriger als ich es war.⁹

Aber das ist sein Loblied.“

⁹ Vgl. Clemens Thoma, Das Messias-Projekt. Theologie jüdisch-christlicher Begegnung, Augsburg 1994, 413.